

Gleichheit oder Differenz?

Zur Debatte um Ehe und Partnerschaft
VON ANDREAS KREBS

Haben wir eine alt-katholische Streitkultur?

IN DEN LETZTEN BEIDEN JAHREN bin ich viel in unserem Bistum herumgekommen und habe auf Dekanatstagen und bei Gemeindeveranstaltungen über Ehe und gleichgeschlechtliche Partnerschaften diskutiert. Sowohl in meinen Referaten als auch in den anschließenden Gesprächsrunden war es mir wichtig, Pro- und Contra-Argumente fair wiederzugeben und zu würdigen (ob mir das immer gelungen ist, müssen andere beurteilen); zugleich stellte ich immer auch meine eigene Meinung zur Debatte. Dabei hatte ich manchmal den Eindruck, dass es Mitgliedern unserer Kirche schwerfällt, kontroverse Standpunkte zu beziehen: Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken mögen es harmonisch.

Eine synodale Kirche muss aber auch Streit aushalten können. Und dazu braucht es eine Streitkultur. Die erkennt man zum Beispiel daran, dass Menschen leidenschaftlich und hart in der Sache diskutieren und im Anschluss daran freundschaftlich ein Bier miteinander trinken können (wenn man dieses Getränk denn mag). Als ich vor einigen Monaten die „Ansichtssache“ von Thilo Corzilius zum Thema las („Hassen mit einem Lächeln“, CH 3/2018), freute ich mich über diese pointierte Stellungnahme. Genauso freue ich mich über die nicht minder pointiert vorgetragene Gegenposition, die Achim Beinsen im letzten Heft veröffentlicht hat („An die Substanz“, CH 7/2018). Und schon jetzt freue ich mich auf das Glas Bier zu dritt!

Nun hat mich der Chefredakteur dieser Zeitschrift gebeten, aus meiner Perspektive auf Achim Beinsens Beitrag zu reagieren. Ich möchte das in zwei Schritten tun. Im ersten Schritt

werde ich in aller Kürze die bisherige theologische Debatte in unserer Kirche umreißen und dann meine eigene Position benennen, die sich im Lauf der Diskussion übrigens geändert hat. Im zweiten Schritt möchte ich auf einige zentrale Argumente Achim Beinsens eingehen.

Ehe und Partnerschaft: Zum Stand der Diskussion

Wie in anderen Kirchen wird auch in unserem Bistum seit den 1990er Jahren über Homosexualität diskutiert. 1997 hielt die Bistumssynode fest, dass „in vielen unserer Gemeinden gleichgeschlechtlich liebende Frauen und Männer integriert sind. Die Synode bittet die Gemeinden, sich um ein Klima der Akzeptanz, der Offenheit und Toleranz gegenüber homosexuell liebenden und lebenden Menschen weiterhin zu bemühen.“ Fünfzehn Jahre später belegte die religionssoziologische Studie „Religiosität in der Alt-Katholischen Kirche“ (RELAK) einen hohen Grad an Akzeptanz für gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften. Eine solche Lebensgemeinschaft ist zudem kein Hindernis mehr, in den hauptamtlichen Pfarrdienst des alt-katholischen Bistums übernommen zu werden. Ein weiterer wichtiger Schritt wurde 2014 mit der Einführung eines offiziellen Segnungsrituals für gleichgeschlechtliche Partnerschaften vollzogen.

Noch allerdings ist die Diskussion darüber nicht abgeschlossen, wie dieser Schritt theologisch zu bewerten ist und welche Perspektiven sich daraus ergeben: (1) Stehen Partnerschaftssegnung und Ehe der Wertigkeit nach auf einer Stufe? (2) Ist die Partnerschaftssegnung ebenso wie die Ehe ein Sakrament? (3) Soll begrifflich zwischen Partnerschaftssegnung

und Ehe unterschieden werden oder sollte man allen Menschen, unabhängig vom jeweiligen Geschlecht, die Ehe ermöglichen?

Bezüglich Frage (1) scheint es mir eine breite Übereinstimmung zu geben – kaum jemand möchte sagen, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften weniger gut seien als verschiedengeschlechtliche. Wenn man Frage (2) verneint, würde man die Partnerschaftssegnung nicht als „Sakrament“, sondern als „Sakramentalie“ bezeichnen, das heißt: als kirchliche Handlung, die Ähnlichkeit mit Sakramenten hat und auf diese hingeeordnet ist, aber selbst nicht den Charakter eines „vollen“ Sakraments besitzt.

Wie eine Tagung am 6. Oktober 2017 gezeigt hat, besteht unter alt-katholischen Fachtheologinnen und Fachtheologen ein Konsens, dass dieser Weg – weil er eben doch auf eine Abwertung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften hinausliefere – nicht gangbar ist. Als umstritten erwies sich lediglich Frage (3): Soll weiterhin grundsätzlich zwischen heterosexueller Ehe und homosexueller Partnerschaft unterschieden werden oder nicht? Von Günter Eßer kommt hierzu ein vermittelnder Vorschlag: Er bezeichnet Ehe und Partnerschaftssegnung als zwei gleichwertige Gestalten eines „Sakraments der gesegneten Liebe“.

Meine Position: Gleichheit oder Differenz?

In einem Impulsvortrag für die Bistumssynode 2016 habe ich mich – in etwas modifizierter Form – dem Vorschlag Günter Eßers angeschlossen. Er schien mir nicht nur kompromissfähig zu sein, sondern auch deshalb interessant, weil er für einen möglichen grundsätzlichen

NACHDEM ACHIM Beinsen in der Juli-Ausgabe von *Christen heute* ausführlich seine Ablehnung einer sakramentalen „Ehe für alle“ begründet hat, stellt nun Prof. **Andreas Krebs** seine Argumente vor, die dafür sprechen. GR



Dr. Andreas Krebs ist Professor für Alt-Katholische und Ökumenische Theologie am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn

Unterschied zwischen heterosexueller und homosexueller Liebe offen ist. Denn wenn es einen solchen Unterschied tatsächlich gäbe, dann wäre es nicht *per se* diskriminierend, ihn auch in irgendeiner Weise auszudrücken. Inzwischen bin ich jedoch hiervon abgerückt. Der Hauptgrund dafür ist, dass ich beim besten Willen nicht erkennen kann, woran man solch einen grundsätzlichen Unterschied festmachen sollte.

Versuche, an dieser Stelle mit biologischer Fruchtbarkeit zu argumentieren, haben mich, ehrlich gesagt, noch nie überzeugt. Es gibt heterosexuelle Paare, die keine eigenen Kinder bekommen können, und homosexuelle, bei denen Kinder aufwachsen; bei lesbischen Paaren ist auch biologische Mutterschaft möglich; und nach allem, was wir wissen – inzwischen gibt es dazu aussagekräftige Erfahrungen und Daten –, können sich Kinder bei gleichgeschlechtlichen Eltern ebenso gesund entwickeln wie bei verschiedengeschlechtlichen. Die Freuden und Nöte der Elternschaft sind in all diesen Konstellationen vergleichbar.

Ein anderes Argument wirkte zunächst auf mich gewichtiger: Könnten heterosexuelle und homosexuelle Beziehungen vielleicht besondere Eigenheiten haben, die etwas mit Mannsein und Frausein, dem unterschiedlichen Erleben von Körperlichkeit, der Erfahrung von Gleichheit und Verschiedenheit zu tun haben? Dieses Argument habe ich lange hin und her gewendet. Letztlich habe ich aber nicht herausgefunden, worin jene Eigenheiten bestehen könnten. Wissenschaftliche Studien etwa zu Qualität und Dauer hetero- und homosexueller Beziehungen fördern nichts zutage, woraus man eine wesentliche Verschiedenheit ableiten könnte. Verliebtsein und Liebe, die Sehnsucht nach Symbiose und das Beharren auf Autonomie, die Spannung zwischen Verlässlichkeit und Sich-jeden-Tag-neu-Wiederfinden ... – all das prägt gleichgeschlechtliche Partnerschaften ebenso wie verschiedengeschlechtliche.

Die Ähnlichkeiten überwiegen wohl auch mit Blick auf Sexualität. Denn auch ein Mensch des gleichen Geschlechts kann in diesen Dingen

ganz anders „ticken“ als man selbst; den Reiz, die Spannung und die Probleme des Verschiedenseins kennen keineswegs nur heterosexuelle Paare. Schließlich bin ich auch im Gespräch mit Freundinnen und Freunden, die sich sowohl von Männern als auch Frauen angezogen fühlen (und die mir oft sagten, es sei eben der jeweilige „Mensch“, in den sie sich verliebten), einer „Grunddifferenz“ zwischen heterosexuellen und homosexuellen Beziehungen keinen Schritt näher gekommen.

Daraus habe ich dann irgendwann den Schluss gezogen, dass es diese angebliche Grunddifferenz offenbar nicht gibt. An einen sachlich ausweisbaren Sinn der Unterscheidung zwischen heterosexueller „Ehe“ und homosexueller „Partnerschaft“ glaube ich deshalb nicht mehr.

Für eine Öffnung der Ehe

Es gibt weitere Gründe, die mich inzwischen für die Öffnung der Ehe eintreten lassen. Einer ist eher pragmatisch: Der Staat spricht bei heterosexuellen wie homosexuellen Paaren unterschiedslos von Ehe, und weite Teile der Gesellschaft taten das auch schon, als ein rechtlicher Unterschied noch bestand. Dass es unter diesen Voraussetzungen gelingt, an einer rein binnenkirchlichen Sondersprache festzuhalten, ist unwahrscheinlich.

Ein anderer Grund ist prinzipieller Natur: Es gibt – natürlich auch in unseren Gemeinden! – Menschen, die sich weder eindeutig als „Mann“ noch eindeutig als „Frau“ definieren lassen (und nach staatlichem Recht ebenfalls eine Ehe eingehen können). Sollen wir für sie nun die kirchliche Ehe oder die Partnerschaftssegnung vorsehen? Oder gar ein neues, erst noch zu entwickelndes Ritual? Mir erschien das absurd. Die schlüssigste Lösung wäre vielmehr, eine Eheliturgie zu haben, die am Geschlecht der beteiligten Personen eben keine prinzipiellen Unterschiede mehr festmacht.

Dass man damit denen etwas „wegnahme“, die schon vorher eine Ehe eingehen konnten, leuchtet mir nicht ein, denn niemand würde in seinen Möglichkeiten eingeschränkt. Auch mit „Gleichmacherei“ hätte eine solche Eheöffnung nichts zu tun.

Statt das Aufbrechen alter Einschränkungen mit neuen Abgrenzungen zu verbinden, könnte ein einheitlich strukturiertes Ritual, wo immer das erforderlich und angemessen wäre, Varianten ermöglichen, um dem Reichtum menschlichen Lebens und Liebens Raum zu geben.

Gegenargumente aus der Bibel

Nachdem ich nun meinen Standpunkt dargelegt habe, möchte ich auf einige Gegenargumente von Achim Beinsen eingehen. Er weist darauf hin, dass die Bibel nichts Positives über Homosexualität sagt. Das stimmt. Aber, so meine Gegenfrage, was folgt daraus? Die Bibel sagt auch nichts Positives über Blutwurst und Zinswirtschaft – im Gegenteil, beides lehnt sie mit großer Schärfe ab. Trotzdem finden die meisten Christinnen und Christen nichts dabei. Warum meinen dann aber einige, Bibelstellen zu Zinsen und Blutgenuss (letzterer wurde nach Apg 15,25 immerhin durch das sogenannte „Apostelkonzil“ untersagt) seien nicht so wichtig, sehr wohl aber jene (wenigen!) anderen, die Homosexualität betreffen? Weil es, so vermute ich, in Wirklichkeit eben gar nicht um Bibelstellen geht, sondern um theologische Vorentscheidungen, die auf einer anderen Ebene liegen.

Achim Beinsen hat auch mit dem Hinweis recht, dass in der Bibel die Ehe als eine heterosexuelle Verbindung angesehen wird. Aber auch daraus kann man für die Gegenwart keine direkten Schlüsse ziehen. Denn die „Ehe“ hat man zu unterschiedlichen Zeiten sehr unterschiedlich verstanden. Ein ganz wichtiger Wandel lässt sich der Bibel selbst entnehmen: In den Texten der Hebräischen Bibel sind polygyne Ehen (ein Mann – mehrere Frauen) etwas völlig Selbstverständliches; nicht zuletzt vor diesem Hintergrund sollte man vorsichtig damit sein, die alttestamentlichen Schöpfungsberichte zur „Begründung“ unserer heutigen Ehevorstellungen heranzuziehen.

Wie und warum sich dann in neutestamentlicher Zeit auf einmal die Monogamie etabliert hatte, weiß niemand ganz genau; manche vermuten wirtschaftliche Gründe, andere den Einfluss der

hellenistischen Kultur. Die Liebeshe, wie wir sie heute kennen, kam überhaupt erst mit der Moderne auf. In den Jahrhunderten zuvor ging es bei der Ehe nicht primär um Gefühle, sondern um politische (beim Adel) und wirtschaftliche Fragen (bei Bürgern, Handwerkern und Bauern). Und noch in der Generation meiner Großeltern war es üblich, die Ehe vor allem „aufgabenorientiert“ aufzufassen: Man wollte gemeinsam den Lebensunterhalt bestreiten, etwas aufbauen, Kinder großziehen.

Erst in jüngster Zeit hat sich allgemein ein „beziehungsorientiertes“ Eheverständnis durchgesetzt, das die Partnerschaft als solche in den Mittelpunkt stellt. Dieser Wandel ist eine wichtige Voraussetzung unserer aktuellen Diskussion. Denn wenn es vor allem die Beziehung selbst ist, welche die Ehe ausmacht – die „gegenseitige Liebe“, von der auch der orthodox-alt-katholische Dialogtext spricht, auf den Achim Beinsen sich bezieht (Koinonia V/8.1) –, dann gibt es keinen Grund mehr, nicht-heterosexuelle Partnerschaften von der Ehe auszuschließen.

Und die Tradition?

Und was ist mit der Tradition? Schon dem altkirchlichen Theologen Vinzenz von Lérins, den Achim Beinsen als Zeugen aufruft, war klar, dass die Tradition nicht statisch, sondern lebendig ist und sich in verschiedenen Zeiten und Kontexten verändert und weiterentwickelt.

Die bereits erwähnten Beispiele von Blutgenuss und Zinswirtschaft sind auch hier erhellend. Beides war nämlich noch zur Zeit der „Alten Kirche“ strengstens untersagt. Dennoch fiel in der Westkirche das Verbot von Blutgenuss – nachdem es sich als kaum mehr durchsetzbar erwiesen hatte – im 12. Jahrhundert. Zur faktischen Aufhebung des Zinsverbots, das schon vorher phantasiereich umgangen wurde, kam es im 16. Jahrhundert. Umgekehrt konnten im Lauf der Zeit auch Praktiken tabuisiert werden, die vorher als erlaubt galten. Die Bibel kritisiert Sklaverei bekanntlich nicht, und sie galt auch im Christentum nicht als grundsätzlich verboten. Erst seit Beginn der Neuzeit wuchs in den Kirchen eine ablehnende

Haltung. Freilich dauerte es bis ins 19. Jahrhundert, bis daraus auch ein allgemeinchristlicher Konsens wurde.

Diese Beispiele zeigen, wie sehr sich die christliche Tradition gerade hinsichtlich ethischer Fragen immer wieder gewandelt hat. Dabei wird man insbesondere die Ächtung der Sklaverei und die „Entdeckung“ der Menschenrechte auch durch die Kirchen kaum als „Nachgiebigkeit“ gegenüber dem „Hedonismus“ der „Welt“ deuten können. Heute wagt es kaum noch jemand, die Unterordnung der Frau unter den Mann zu fordern, obgleich auch dies sich bei einem statischen Traditionsverständnis leicht begründen ließe. Dass die Ablehnung von Homosexualität in der Sache ebenso obsolet ist, scheint mir auf der Hand zu liegen.

Wenn man aber die Liebe zweier Menschen gleichen Geschlechtes anerkennt und sogar ihre Verbindung in einer kirchlichen Feier segnet – wogegen auch Achim Beinsen, wie er sagt, nichts einzuwenden hat –, ist nicht mehr einzusehen, weshalb ihre Liebe dann nicht ebenso ein „Sakrament“ sein kann – ein wirksames Zeichen der Zuwendung Gottes – wie die Liebe eines verschiedengeschlechtlichen Paares.

Das ökumenische Gespräch

Schließlich zu einem letzten Punkt: Achim Beinsen bewegt offenbar die Sorge um den gemeinsamen Weg der Alt-Katholischen Kirche mit wichtigen ökumenischen Partnern; insbesondere die Orthodoxie hat er hier im Blick. Tatsächlich muss man an dieser Stelle realistisch sein: Eine alt-katholische Eheöffnung würde die Differenzen mit der Orthodoxie und auch mit der Römisch-Katholischen Kirche vergrößern. Darüber sollte man nicht leichtfertig hinweggehen. Andererseits kann es in der Ökumene nicht darum gehen, um jeden Preis miteinander übereinzustimmen. Es gibt auch eine Würde der Differenz. Das ökumenische Ziel ist nicht Uniformität, sondern Einheit in Verschiedenheit. Wenn nun als Ergebnis der aktuellen Meinungsfindung eine weitere Verschiedenheit hinzukommen sollte, müssten wir eben – wie bei der Frauenordination – in künftigen Gesprächen damit umgehen.

Die Gefahr, dass sich die deutsche alt-katholische Kirche innerhalb der Utrechter Union isolieren würde, sehe ich nicht. Vor allem in der niederländischen Schwesterkirche gibt es ebenfalls eine Tendenz zur Eheöffnung. Eine entsprechende Forderung hat kürzlich auch die Christkatholische Jugend an die Synode der Schweizer Kirche gerichtet.

In der weiteren Ökumene stünden wir ebenfalls nicht alleine da. In vielen evangelischen Kirchen gibt es ähnliche Entwicklungen wie bei uns. In der Orthodoxie und in der Römisch-Katholischen Kirche wird das Thema zumindest diskutiert, und auch hier wünschen nicht wenige einen offeneren Kurs. Innerhalb der Anglikanischen Gemeinschaft haben bereits wichtige Schwesterkirchen – die Episkopalkirche der USA und die Episkopalkirche Schottlands – den Schritt zur Eheöffnung vollzogen. Und gegenwärtig sieht es so aus, als würde in der Anglikanischen Gemeinschaft insgesamt die Bereitschaft wachsen, die unterschiedlichen Wege ihrer Mitgliedskirchen zu akzeptieren; die diesbezüglichen Auseinandersetzungen haben jedenfalls während der letzten Jahre spürbar an Schärfe verloren.

Könnte es nicht am Ende sogar eine ökumenische Bereicherung sein, wenn die Alt-Katholische Kirche zeigen würde: Katholischsein lässt sich sehr wohl mit Weiterentwicklungen der Tradition – wie Frauenordination und Eheöffnung – verbinden?

Noch einmal: Für eine alt-katholische Streitkultur

Zum Schluss möchte ich noch etwas zur Rolle akademischer Theologie in dieser Diskussion sagen. Manche empfinden Meinungsäußerungen von Fachtheologinnen und Fachtheologen irgendwie als „Vorgaben“ für das innerkirchliche Gespräch. So wollen wir aber keinesfalls verstanden werden – wir verbinden unsere Stellungnahmen nicht mit „lehramtlichem“ Anspruch! Vielmehr sehen wir unsere Hauptaufgabe darin, eine Diskussion zu organisieren, in der das Spektrum der Positionen, die in unserer Kirche vertreten werden, zur Sprache kommt und wissenschaftlich reflektiert wird.

Ein wichtiges Zwischenergebnis der Debatte dokumentiert ein Band, der aus der schon erwähnten Tagung am 6. Oktober 2017 hervorgegangen ist: „Mit dem Segen der Kirche. Die Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften in der theologischen Diskussion“ (siehe die Buchempfehlung am Ende des Artikels).

Wer den Band liest, stellt fest, dass auch in der alt-katholischen Fachtheologie weiterhin kontrovers

argumentiert wird. Und das ist gut so! Denn der akademische Diskurs lebt vom Widerspruch, vom Prüfen und Schärfen der Argumente, von der Klärung jener Grundentscheidungen, aus denen Konsens oder Dissens hervorgehen. Es ist dieser Diskurs, so meine Hoffnung, der zur Entstehung und Pflege einer leidenschaftlich-freundschaftlichen Streitkultur einen Beitrag leisten könnte. ■

→ *Zum Weiterlesen: Andreas Krebs, Matthias Ring (Hg.): Mit dem Segen der Kirche. Die Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften in der theologischen Diskussion [Schriftenreihe Geschichte und Theologie des Alt-Katholizismus, Reihe B: Darstellungen, Bd. 8], Bonn: Alt-Katholischer Bistumsverlag 2018. ISBN: 978-3-934610-94-1*